BÜCHER

NACHWUCHS

Nichts in Sicht

Schauplatz: Ein Schlauchboot im Atlantik, mit zwei Mann besetzt. Der eine, dem von einem Arm nur ein eiternder Stumpf geblieben ist, stöhnt: „‚Wenn ich diesen verfluchten Arm nicht hätte, könnte ich es noch lange aushalten. Aber so? Zähl mal meinen Puls!' — Der andere zählte ... ‚Hundert', sagte er. Er hatte 120 gezählt."

Der „Andere", ein schiffbrüchiger deutscher Seemann, treibt im Kriegsjahr 1943 mit dem „Einarmigen", einem abgestürzten amerikanischen Piloten, in der Wasserwüste dem sicheren Tod entgegen. So will es Jens Rehn in seinem Erstling „Nichts in Sicht" *. Das ist ein Protokoll von der „Endgeschichte zweier Leben", die der Autor fast im Anonymen beläßt. Seine beiden Helden heißen bei ihm nur „der Einarmige" und „der Andere", Namen spielen keine Rolle für Rehn, der eine Grenzsituation registrieren will.

Zu diesem Stoff wurde Jens Rehn (Jahrgang 1919) während der Kriegsgefangenschaft in Kanada von Mitgefangenen angeregt, die in einer ähnlichen Schlauchboot-Situation das Glück hatten, nach mehreren Tagen gerettet zu werden. Rehn selbst, während des Krieges U-Boot-Kommandant, wurde 1943 bei der Versenkung seines Bootes als Überlebender aus dem Atlantik gefischt.

Rehn wendet in seinem Buch eine eigentümliche Technik an. Das Grauenhafte der Situation bringt er meist dadurch zum Ausdruck, daß er es verschweigt. An die Stelle einer dramatisierenden Ausbeutung verzweiflungsvoller Höhepunkte setzt er scheinbar leidenschaftslos lexikographische, lehrbuchhafte Darlegungen. Auf der Gummi-Insel der Todgeweihten ereignen sich keine Gefühlsausbrüche. Statt dessen gibt Rehn knappe, sachliche Definitionen von der Beschaffenheit und der Strapazierfähigkeit der menschlichen Haut, von der Bekömmlichkeit und dem Salzgehalt des Meerwassers, von Durst, von Halluzinationen.

Einmal, als der „Einarmige" seinen Verletzungen bereits erlegen ist, zeichnet Rehn die Hoffnungslosigkeit des „Anderen" mit den Worten: „Er wußte, daß er nie aufstehen würde. Er versuchte jedoch noch, die Kimm auszumachen und den Horizont zu überblicken. Es war aber nichts in Sicht."

Doch statt nun dem Chaos der Gefühle nachzugehen, beleuchtet Rehn wenige Zeilen danach die hoffnungslose Lage im Lexikon-Stil: „Unter dem Begriff Hoffnung versteht man einen auf etwas Bestimmtes ausgerichteten Wunsch, gleichgültig, ob dieser Wunsch erfüllbar ist oder nicht. Die Hoffnung ist eine der stärksten Triebfedern des Lebens und in Grenzfällen sogar mit dem Selbsterhaltungstrieb identifizierbar. Die gebräuchlichsten Religionen haben ihre Gottesbegriffe und Glaubenssätze stets innig mit den ihnen zusagenden Hoffnungsaspekten verwoben."

Für so viel bewußte Zurückhaltung fand Friedrich Luft in der „Neuen Zeitung" kurz vor ihrem Tod das Urteil: „Der Autor macht keine Faxen . . . Er geht mit Mitteln der bewußten Nüchternheit auf einen Bezirk zu, der sonst mit Pathos, mit dem hochgeschraubten Wort leichter gewonnen wird." Das Resultat seiner Rezension: „Mag sein, daß uns da eine neue Stimme zuwächst."

Dieser Stimmenzuwachs kommt allerdings nicht von ungefähr. Seit reichlich drei Jahren wird dieses bewußte literarische Pianissimo in Berlin von einem Dutzend in der „Gruppe der 12" zusammengeschlossenen jungen Autoren geübt, zu denen auch Rehn, mit bürgerlichem Namen Otto Luther, gehört. Diese „Zwölf", zu denen bisweilen zehn, bisweilen auch fünfzehn junge Autoren gehören, haben sich nicht einem neuen Kunstprogramm, sondern ausschließlich sachlicher „Werkstattarbeit" verschrieben. In Abständen von drei bis vier Wochen treffen sie sich in Privatwohnungen, um ihre Arbeiten gegenseitig zu überprüfen und von „Faxen" zu reinigen. Mehrere der Gruppenmitglieder haben es schon zu beachtlicher literarischer Anerkennung gebracht.



Nachwuchs-Autor **Rehn**
Durst und Halluzinationen

Entdeckt wurde die Gruppe bereits 1952 von Carl Zuckmayer, der anläßlich eines Aufenthaltes in Berlin die „Zwölf" besuchte und zwei von ihnen an dem ihm kurz zuvor verliehenen Goethe-Preis teilhaben ließ. Die damals von Zuckmayer Ausgezeichneten waren Johannes Hendrich und Ingeborg Drewitz.

Hendrich, nur ein Jahr jünger als Rehn, hat in den letzten Jahren in Berlin regelmäßig Hörspiele placiert. Das Presse-Echo ist bezeichnend für den „Gruppen"-Geist: „Die Szenerie ist leergefegt von Sentimentalitäten und schwülstiger Rede", schrieb der Funkkritiker der „Neuen Zeitung" zu Hendrichs Hörspiel „Das andere Gesicht", das nach der Erstsendung durch den Rias im März 1955 vom Süddeutschen Rundfunk in Stuttgart übernommen werden wird. Von Ingeborg Drewitz wird demnächst in Krefeld ein Orpheus-Drama „Stadt ohne Brücke" uraufgeführt.

In dem Buch-Erfolg ihres Mitgliedes Rehn will die „Gruppe der 12" eine weitere Bestätigung für ihre These sehen, daß es dem literarischen Nachwuchs heute weniger an leidenschaftlichen Programmen als an absolut unpathetischer Kleinarbeit fehlt.

* Jens Rehn: „Nichts in Sicht"; Hermann Luchterhand Verlag, Berlin; 144 Seiten; 7,80 Mark.

THEATER

WIENER BURG

Vor Rott sind alle gleich

Mitte Januar hielt Adolf Rott, der Direktor des Wiener Burgtheaters, im Studio des Senders „Rot-Weiß-Rot" eine Pressekonferenz ab, die sich mit der Kampagne gegen seine Geschäftsführung befaßte. Damit erreichte der Kampf um die traditionsreichste Bühne des deutschen Sprachbereiches seinen vorläufigen Höhepunkt.

Rott stand einer Gruppe von Theater-Rezensenten gegenüber, die mit der klassisch-verbindlichen Wiener Kritik von ehedem nichts gemeinsam hatten. Die Journalisten waren aus anfänglich wohlwollender Reserve — Rott hat „die Burg" erst zu Beginn der Spielzeit 1954/1955 übernommen — angesichts seiner als fragwürdig empfundenen Leistungen bald zu scharfen, von Fiasko zu Fiasko gesteigerten Angriffen übergegangen.

Die Besorgnis und Erbitterung der Rott-Kritiker wurde durch die Aussicht auf die für den Herbst 1955 geplante feierliche Wiedereröffnung des ehrwürdigen, im Kriege zerstörten Hauses am Ring verschärft. Die Kritiker befürchteten, daß Rott die „Weihe des Hauses" zu einer grandiosen Blamage Österreichs im Scheinwerferlicht der Welt machen könne.

Ein Silvester-Artikel von Hans Weigel im Wiener „Bildtelegraf" spiegelte die Einstellung gegenüber dem „Regime Rott" besonders deutlich. Weigel, ein vielbeachteter Wortführer im neuen österreichischen Kultur-Umtrieb, sagte: „Ich schrieb anläßlich der Ernennung am 1. Juli 1954, daß ‚man gut gewählt' habe, und am 27. August, daß ‚Direktor Rott die Skeptiker enttäuschen' werde. Diese und ähnliche Prognosen muß ich mit dem Ausdruck des Bedauerns widerrufen. Denn: was sich derzeit im Burgtheater begibt und vorbereitet, ist ein Niedergang von gigantischem Ausmaß . . .

Das Burgtheater, das nach allgemeiner Ansicht im vergangenen Sommer aus einer bedrohlichen Krisensituation schleunigst hätte gerettet werden müssen, ist aus dieser mit betriebsamer Rasanz mitten in die Katastrophe gesteuert worden, Mißerfolge und Affären jagen einander, und dies ist nicht die Ansicht eines einzelnen Kritikers, sondern Gesprächs-, besser gesagt: Geflüsterstoff aller jener, die es wissen müssen."

Und dann wurde Weigel wünschenswert massiv: „Wenn man Adolf Rott, der einen Fünfjahresvertrag bekam, die Gage für die restlichen viereinhalb Jahre beim Abschied in die Hand drückt, wird man sich künstlerisch und sogar materiell viel ersparen."

Dennoch übertrug man Juli 1954 Rott die Direktion, vor allem in der Hoffnung, daß dieser sehr dynamische Mann Ordnung schaffen werde. Der dem Rott als Mitdirektor beigegebene Theater-Theoretiker Schreyvogel sollte Rotts heftiges Temperament dämpfen.

Zu spät erinnerte man sich, daß Adolf Rott vor seinem Amtsantritt in Münchens Theater am Gärtnerplatz mit seiner Inszenierung der Operette „Gianina" einen epochalen Durchfall erlitten hatte. Die „Süddeutsche Zeitung" schrieb, es sei „eine verrottete Operette" herausgekommen: „Jeglicher Charme fehlte. Es gab billigen Klamauk sowie preiswerte Komödiantik neben unbezahlbaren Geschmacksverirrungen."

Im Herbst gab es dann prompt in Wien eine Panne nach der anderen. Zuerst erklärte Rott auf einer Pressekonferenz, er



„Käthchen von Heilbronn*" in der Burg: Ohne Verantwortung der Direktion

werde nach dem April keine Premieren mehr machen, um die Eröffnung des Burgtheaters im alten Gebäude an der Ringstraße vorbereiten zu können. Auf diese Hiobsbotschaft folgte die Uraufführung von Franz Pühringers „Die Erde ist wieder bewohnbar". Sie wurde ein fulminanter Durchfall.

Friedrich Torberg, renommierter Romancier, Herausgeber der scharf polemisierenden Wiener Monatsschrift „Forum" und angriffslustiger Theaterkritiker, legte los: „Vielerlei ist es, was den Dichter Franz Pühringer aus Linz sympathisch macht. Schon daß er dichtet, spricht für ihn. Auch seine Überzeugung, daß der Friede dem Krieg und keine Atombombe einer Atombombe vorzuziehen sei, muß man gutheißen. Und außerdem leitet er in Linz ein Marionettentheater." Den Figuren Pühringers bescheinigte Torberg, sie erfüllten „wenigstens ein dramatisches Postulat: sie erregen Mitleid".

Das Echo auf das Stück von der wieder bewohnbaren Erde war auch sonst einigermaßen mißtönend. Torbergs große Gelegenheit kam aber erst mit der Weihnachts-Premiere des Kleistischen „Käthchen von Heilbronn". Die Burgtheater-Inszenierung dieses löblichen Ritterdramas gedieh im Hohn-Gelächter der Kritik zur Katastrophe. Einen Zuschauer, der zischte, titulierte Direktor-Stellvertreter Buschbeck mit „Dummkopf" und ließ die Personalien von der Polizei feststellen.

Friedrich Torberg, geübter Satiriker, schickte dem Malheur in der Januar-Nummer seines „Forum" eine vernichtende Parodie nach. Darin versetzte er das Femegericht vom Anfang des Kleistischen „Käthchen" an den Schluß des Stückes und stellte den als Richter vermummten drei Rittern die Aufgabe, ein Urteil über das „Käthchen von Heilbronn" zu fällen.

Die drei stoßen auf ihrem Stolperpfad zum Urteilsspruch überall an. Sie verheddern sich absichtlich in den teils unübersichtlich pathetischen oder knöchern-bürokratischen Sätzen des Kleistischen Dramas. Sie bemitleiden die Darsteller, um sich über die Inszenierung um so nachhaltiger belustigen zu können. Und sie besprechen mit gartenlaubiger Verständigkeit die Prinzipien, nach denen Rott Spielplan und Schauspieler behandelt, nur um Rott desto grandioser zu blamieren.

Das alles läßt Torberg mit taschenspielerischem Geschick durcheinanderlaufen. Da fragt zum Beispiel der zweite Ritter den ersten, was das Käthchen dem Grafen vom Strahl auf eine auch grammatisch nicht wenig verwirrende Frage eigentlich erwidert habe:

ZWEITER: Gemach, ihr Herrn. — Was sagt das Käthchen drauf?

ERSTER: Nun, was sie immer sagt: Mein hoher Herr,
Und manchmal sagt sie: Mein verehrter Herr,
Manchmal: Mein hoher und verehrter Herr,
Manchmal —

ZWEITER: Genug. Wir wissen, daß ihr Wortschatz
Nicht eben just in vielen Farben spielt.

ERSTER: Sie auch nicht.

ZWEITER: Wer?

ERSTER: Johanna Matz.

DRITTER: Je nun.

ERSTER: Man muß ihr immerhin zugute halten,
Daß sie, obschon noch nie in vielen Farben,
So doch in vielen Filmen hat gespielt.
Und trotzdem, anders als die andern, kehrt sie —

DRITTER: Johanna kehrt?

ERSTER: — ans Burgtheater wieder.
Das spricht, bei meinem Eid, für sie.

DRITTER: Ei freilich.

ZWEITER: Das schon. Doch nicht die Rolle.

DRITTER: Freilich ei.

ERSTER: Die ward von oben über sie geschickt.
Vor Rott sind alle gleich.

Das Urteil gelingt endlich, nachdem der Graf vom Strahl aus der Kulisse das Stichwort gegeben und gerufen hat: „Was ist zu tun mein Herz? Und was zu lassen?" Das Urteil lautet daraufhin: „Zu lassen ist das Käthchen von Heilbronn." Mit Posaunenstoß und Umzug, den „eine gute Presse für die Direktion des Burgtheaters" beschließt, endet das Nachspiel.

Nicht zuletzt Torbergs parodistisches Nachspiel veranlaßte auf dem Höhepunkt der Stimmung gegen die Direktion des Burgtheaters jene Pressekonferenz, auf der sich Rott seinen Angreifern stellte. Rott sagte, er habe den Nachlaß von zehn Jahren Mißwirtschaft übernommen. Was er in diesem Jahre spiele, habe er geerbt. Er übernehme daher für kein Stück des Jahres die Verantwortung Der von Buschbeck „Dummkopf" titulierte Zischer sei lediglich Exponent einer der verschiedenen miteinander verfeindeten Schauspielergruppen gewesen. Er, Rott, habe eine Weltkarriere geopfert, um die Direktion des Burgtheaters zu übernehmen.

Nach diesen Verteidigungsreden entsetzte Rott die Fachleute mit dem Versprechen, er werde in den ersten anderthalb Jahren nach Eröffnung des neuen Hauses alle Stücke Grillparzers inszenieren. Am Tage nach der Konferenz protestierten telefonisch Autoren und Schauspieler im Unterrichtsministerium. Rott habe das Burgtheater desavouiert. Viele drohten mit Klage wegen Schädigung ihres Rufes. Seine Erklärung, er übernehme keine Verantwortung für dieses Jahr, komme der Aufforderung an das Publikum gleich, nicht ins Burgtheater zu gehen.

Das Kultus-Ministerium beginnt, sich mit dem Fall Rott zu beschäftigen. Der Leiter der Bundestheaterverwaltung, Ing. Ernst Marboe, hat dem Rott bis jetzt eine Chance gelassen und nicht in die Direktionsgeschäfte eingegriffen.

Nun scheint er auf die Aufforderung zu reagieren, mit der Kritiker Hans Weigel seine Silvestermeditation über die „Burg" schloß: „Ja, da müßte etwas geschehen, — da müßte sogar vieles geschehen —, da müßte sozusagen alles geschehen, denn wenn nicht bald etwas geschieht, passiert etwas! Aber wird etwas geschehen? Wird mehr geschehen als daß man sagt: Es muß etwas geschehen? Was wird geschehen? Vielleicht wird ausnahmsweise einmal doch etwas geschehen."

OST-GASTSPIEL

Begeisterung garantiert

Hamburgs Reeperbahn ist kürzlich um eine Attraktion bereichert worden. Um sie genießen zu können, muß der Besucher allerdings nicht spät schlafen gehen, sondern früh aufstehen. An zwei aufeinander folgenden Sonntagen durften sich im Operettenhaus linientreue Bundesrepublikaner vom Leistungsniveau mecklenburgischer Bühnen überzeugen. Das „Landesfriedenskomitee Hamburg" bot seinen Freunden für 1,60 Mark (Garderobe eingeschlossen) am 6. Februar „Zwei frohe Stunden mit dem Volkstheater Rostock". Im besten KdF-Stil sang und tanzte man bieder und unpolitisch gängige Partien aus bewährten Opern und Operetten.

Eine Woche vorher hatte ein schärferer Wind aus der Sowjetzone geweht. Während Erich Ollenhauer noch auf den Lorbeeren seiner Paulskirchenrede gegen die Pariser Verträge in den Sonntag hineinschlummerte, wurden er und seine Genossen von der Operettenhaus-Bühne herab diskret beschimpft. Das Mecklenburgische Staatstheater Schwerin gastierte mit Hedda Zinners Vierstunden-Schauspiel um den Reichstagsbrand-Prozeß „Der Teufelskreis". Darin wird der SPD immer von neuem versichert, daß ihre Mitglieder 1933 bürgerlich verträumt und politisch schwachsinnig gewesen seien.

Allerdings hatten die Gastspiel-Veranstalter vom Hamburger „Landesfriedens-Komitee" alles unternommen, um die Gefühle der sozialdemokratischen Genossen zu schonen. Sie hatten so gut wie alle Karten für die 1500 Operettenhaussitze an linientreue Freunde verteilt und solcherart von vornherein tobende Begeisterung im Parkett sichergestellt.

Der theatralische Bilderbogen, in den die aus Wien gebürtige Hedda Zinner-Erpenbeck den Reichstagsbrand-Prozeß einge-

* Ewald Balser als Graf Wetter vom Strahl, Johanna Matz als Käthchen.